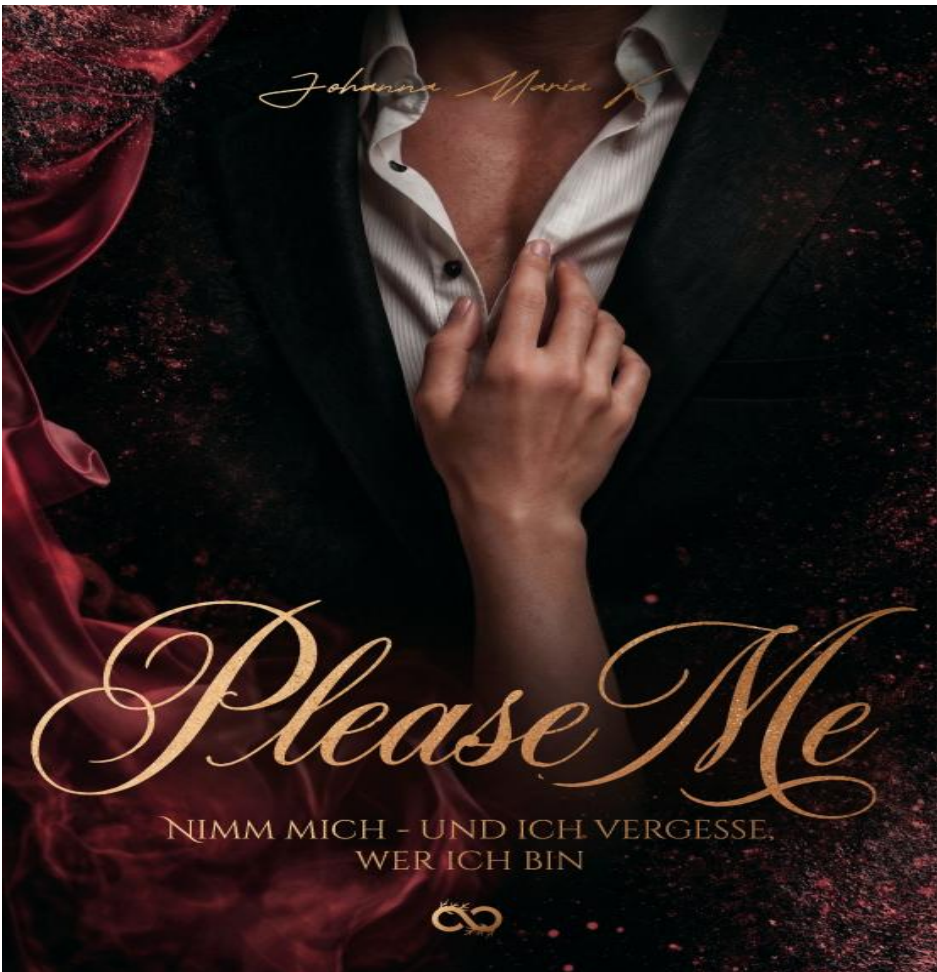


Johanna Maria K.

Please Me

NIMM MICH - UND ICH VERGESSE,
WER ICH BIN





Johanna Maria K.

Please Me

NIMM MICH - UND ICH VERGESSE.
WER ICH BIN



Please Me

Please Me

Nimm mich – und ich vergesse, wer ich bin.

Für alle Frauen, die suchen,

was sie nicht benennen können:

Eure Sehnsüchte sind mir vertraut.

Lasst euch fallen.

Ich fange euch auf.

Johanna Maria K.

Triggerwarnung: Diese Geschichte enthält explizite sexuelle Inhalte sowie die Darstellung eines deutlichen Machtgefälles zwischen den Hauptfiguren. Thematisiert werden unter anderem manipulative Dynamiken, psychische und emotionale Abhängigkeit, finanzielle Kontrolle sowie BDSM-Elemente.

Darüber hinaus setzt sich der Roman mit Themen wie Verlust, Schuld, Selbstzerstörung und moralischer Grenzverschiebung auseinander. Einvernehmlichkeit ist Teil der Geschichte – dennoch werden Situationen dargestellt, die als belastend oder verstörend empfunden werden können.

Disclaimer: Dieses Buch ist nicht für eine empfindsame oder minderjährige Leserschaft geeignet. Bitte lies es nur, wenn du dich solchen Themen bewusst und reflektiert nähern möchtest.

Impressum: Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek. Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Veröffentlicht bei Infinity Gaze Studios AB

1. Auflage, März 2026, Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2026 Infinity Gaze Studios

Texte: © Copyright by Johanna MariaK.

Cover & Buchsatz: V.Valmont @valmontbooks

Lektorat: Gisela Hackmann

Korrektur: Leonie Fischer

Druck und Distribution im Auftrag des Verlages:

trdition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung von Infinity Gaze Studios AB unzulässig und wird strafrechtlich verfolgt.

Infinity Gaze Studios AB, Södra Vägen 37, 829 60 Gnarp

Schweden, www.infinitygaze.com

Kontaktadresse **nach** **EU-**
Produktsicherheitsverordnung:

office@infinitygaze.com

Playlist »Please Me«

Manche Gefühle brauchen keine Erklärung.

Nur Musik.

Take Me to Church - Hozier

Burn Me Beautiful - Shadow Beloved

Sweetest Poison - Nu Pagadi

I See Red - Everybody Loves An Outlaw

With the Devil I Am Going Down - Steelfeather

Secrets - Omido

Frozen - Madonna

Heaven help me - RAIN

Una Mattina - Ludovico Einaudi

Nuvole Bianche - Ludovico Einaudi

Down - Trella

Die vollständige Playlist findest du unter

»Please Me« auf Spotify

»Ich wollte dich ficken, Jule.

*Und als ich dich gefickt habe,
wollte ich mehr.*

*Ich habe alles darangesetzt,
dass du mein Angebot nicht ablehnen konntest.*

*Und als du trotzdem gehen wolltest,
habe ich dich nicht gelassen,
weil ich nicht bereit war,
dich wieder zu verlieren.«*

Teil 1

Prolog



April

Ich sitze auf meinem Schreibtischstuhl, starre angestrengt an die Decke und presse meine Lippen so hart aufeinander, dass sich meine Zähne von innen in das Fleisch drücken. Meine Fingernägel graben sich in das Leder der Armlehnen ein, sodass ich mir fast sicher bin, dass man die verräterischen Spuren unseres Vergehens noch Tage später sicherstellen könnte. Meine Zehen haben sich in die Sohlen meiner Schuhe eingerollt, versuchen vergeblich, Halt zu finden. Ich gehe ins Hohlkreuz, meine Brust schiebt sich nach vorne. Ein Laut erstickt in meiner Kehle.

»Nicht schreien.« Ich nicke mühsam. Der rauchig - dominanten Stimme, die zwischen meinen Schenkeln zu mir spricht, kann ich nicht widersprechen. Ich bin mir sicher, das diabolische Zucken seiner Mundwinkel direkt an meinem empfindlichsten Zentrum zu spüren.

In Flammen stehend, eingehüllt von Hitze, versucht mein Körper, nicht vollends die Kontrolle zu verlieren. Es ist mitten am Vormittag, das Treiben in der Kanzlei läuft auf Hochtouren. Die Tür zu meinem Büro lässt sich nicht abschließen, ganz zu schweigen von der offenen Verbindung zu Matteos Arbeitsbereich, den jederzeit jemand betreten könnte. Ich sollte das hier unterbrechen. Auf der Stelle. Aber diese Zunge, diese gekonnten, kreisenden, stoßenden Bewegungen, ich... »Nicht!«

Das Keuchen hinter meinen verschlossenen Lippen klingt wie ein dunkles, gequältes Röcheln. Meine Fingerkuppen verschmelzen mit dem Leder, auf der verzweifelten Suche nach einem Ventil. Ich will meine Beine zusammenpressen, mir einen Moment Pause gönnen, um wieder klar denken zu können.

Aber Matteo ist unnachgiebig. Gegen seine Kraft bin ich machtlos. Mit Leichtigkeit hält er meinem Druck stand, schiebt meine Oberschenkel noch weiter auseinander, bis sie den Platz auf dem Schreibtischstuhl vollkommen ausnutzen. Sein Kopf nimmt so gekonnt den Freiraum zwischen meinen Beinen ein, als würde er genau dorthin gehören. Sein schwarzes Haar verschwimmt vor meinen Augen, als seine raue Zunge im immer schneller werdenden Takt in mich hineinstößt. Ich werfe den Kopf in den Nacken, jeder Muskel in meinem Körper verkrampft. Das Kribbeln in meiner Wirbelsäule bahnt sich einen explosiven Weg. In meinem Mund schmeckt es nach Kupfer und Eisen. Meine Zähne haben sich in meine Unterlippe gebohrt.

»Ich will, dass du kommst.« Seine Worte geben mir Gelegenheit zu atmen. Aber mein Brustkorb hebt und senkt sich so hastig, dass ich kaum genug Luft aufnehme. Mein Herz rast. »Ohne einen Ton von dir zu geben.« Er wartet nicht auf meine Zustimmung. Er hält sie nicht für nötig. Das tut er nie. Matteo tut immer nur das, was er will und er ist gewohnt, zu bekommen, was er fordert. Der Befehl ist klar und Widerstand ist nicht nur zwecklos, sondern unmöglich. Seine Zunge hat das Spiel mit meiner Perle längst wieder aufgenommen. Mein Körper entzieht sich bereits wieder jeglicher Kontrolle. Ich presse meine Füße gegen den Boden, mein Becken streckt sich ihm entgegen. Seine Hände gleiten unter meinen Rock, packen meinen nackten Hintern und kneifen die Haut zusammen. Ich habe

das Gefühl, vor Lust zu ersticken. Was er tut, bringt mich um den Verstand. Ein flehendes Schluchzen entspringt meiner Brust, bahnt sich als leises Wimmern einen Weg nach draußen. Jede Faser meines Körpers brennt unter seiner Berührung wie ein Inferno. Meine Sinne sind wie benebelt. Ich will es herausschreien. Ich muss ... Aber bis auf ein verzweifelteres, leises Japsen gebe ich keinen Ton von mir. Meine Oberschenkel beginnen unkontrolliert zu zittern, einer meiner Fingernägel hat sich soeben in das Leder eingerissen. Ich kneife meine Augen zusammen, wage nicht, zu atmen. Der Rausch nimmt mich vollkommen ein. Ich bin bereit, endgültig zu explodieren. Ich strecke mich ihm so weit entgegen, wie ich nur kann. Ich will nichts mehr als diese Ekstase, dieses Feuerwerk. Ich will ihm den Gefallen tun: Ich will kommen... für ihn ... jetzt ...

... als seine Zunge abrupt innehält, seine Hände meinen Hintern verlassen und sein Kopf sich zwischen meinen Schenkeln entfernt.

Ich weiß nicht, wie mir geschieht.

»Matteo?« Es klingt wie die pure Verzweiflung. Kühl, mit kaltem Blick sieht er mich an. Er wirkt so mächtig, wie er sich groß und muskulös vor mir aufbaut. Er hat den Körper eines griechischen Kriegsgottes, gepaart mit dem Blick eines italienischen Mafiosos und den breiten Händen eines Türstehers, jederzeit bereit, mich des Büros zu verweisen.

»Hintergeh mich nie wieder!« Seine Stimme ist leise und schneidet sich doch wie die Spitze eines Messers in meine Haut. Er presst meine Oberschenkel zusammen, dreht mich zum Schreibtisch und schiebt mich grob nach vorn. Ich zittere: vor Erregung, vor Enttäuschung, vor Wut. Mein Atem entzieht sich jeglicher Kontrolle. Ich kämpfe gegen das Bedürfnis an, ihm weinend in die Arme zu fallen, ihn

um Verzeihung anzuflehen, damit er bloß weitermacht, damit er mich nicht unverrichteter Dinge zurücklässt. Meine Finger krallen sich um das dunkle Mahagoniholz im törichten Versuch, meinem Inneren dadurch Halt zu geben.

Matteo lässt mein Leiden vollkommen kalt. Wortlos verschwindet er in sein Büro, setzt sich an seinen Schreibtisch und widmet sich seinen Akten. Mich würdigt er bei all dem keines Blickes.

Schluchzend atme ich aus. Langsam beginne ich zu realisieren, was hier gerade geschehen ist. Matteo hat mich an den Rand des Wahnsinns getrieben, nur um mich dann mit meiner Begierde und meinem vor Hitze lodernden Inneren zurückzulassen. Wie ein Versprechen, das man nie geplant hatte, einzuhalten.

Matteo hat mich bestraft.

Er hat mich gedemütigt und gemäßregelt.

Er hat meinen Körper benutzt, um mir eine Lektion zu erteilen. Und nun sitze ich hier, verkrampft an meinem Schreibtisch, während Tränen über mein Gesicht laufen. Er hat mich auf eine Weise gebrochen, die mir nicht einmal bekannt war. Er hat mich auf eine Art verwundet, die ich nicht für möglich gehalten hätte.

»Ich brauche die Informationen über die digitalen Akten bis 12:00 Uhr«, spricht er mit seiner Chefstimme – professionell und distanziert. Er sieht nicht mal zu mir herüber. Es ist ihm vollkommen egal. *Ich* bin ihm egal. Ich weiß nicht, welche der beiden Erkenntnisse mich mehr trifft, falls man sie überhaupt voneinander trennen kann.

»Ja«, bringe ich unter Tränen gerade so hervor und wünsche mir nicht zum ersten Mal, dass ich nicht wie auf

dem Präsentierteller in seinem Nebenraum sitze, ständig unter seiner Kontrolle, durchgehend in seinem Blickfeld. Ich frage mich oft, ob Matteo die Tür, die unsere Büros einst voneinander getrennt hatte, mit voller Absicht aus den Angeln gehoben hat, damit ich das letzte bisschen Freiheit verliere.

Ich stehe auf.

Ich muss raus hier.

Stolpernd laufe ich über den breiten Flur, den Kopf gesenkt. Die Damentoilette ist mein rettender Hafen. Ich klammere mich an das Waschbecken, lehne meine Hüfte an das Teakholz. Mein Spiegelbild mustert mich vorwurfsvoll. Blaue Augen, die keinerlei Mitleid mit mir haben. Kleine schwarze Schlieren verlaufener Wimperntusche zieren mein Gesicht.

Wie fremdgelenkt hebt sich meine Hand und dreht den Regler. Wasser läuft ins Becken, während ich mich nicht von meinem Spiegelbild lösen kann.

Wie konnte es so weit kommen?

Wann habe ich entschieden, meine Selbstachtung für einen Mann aufzugeben, der sich nicht mal bemüht, es wert zu sein?

Wann habe ich meine Glaubenssätze verloren?

Wann bin ich zu der geworden, die ich heute bin: geschminkt, gekleidet im noblen Stil und doch mit einem Benehmen so billig wie der Ruf einer verruchten Sekretärin. Blonde Haare fallen in Wellen über meine Schultern. Sie sind durchzogen von dunklen Strähnen, die ich mir nur in der Hoffnung habe setzen lassen, sie würden

Matteo gefallen. Und wofür? Für eine schnelle Nummer auf seinem Schreibtisch? Für einen Quickie im Archiv? Für heißen Sex auf dem Sofa seines Büros? Um mich einer solchen Demütigung hinzugeben, wie der, die gerade an meinem Schreibtisch geschehen ist? Wieder zittert mein Körper unkontrolliert auf. Ich muss nur an seine Berührungen denken und mein Verstand stellt sich als unbrauchbar heraus.

Ich schüttele den Kopf. Meine Hände formen eine Kelle, ich lasse Wasser hineinlaufen, beuge mich vor, werfe das kühle Nass in mein Gesicht. Auch wenn es nicht der erhoffte Weckruf meiner eigentlich moralisch guten Seele ist, so hilft es mir doch wenigstens, die Tränen und ihre Spuren zu verwischen. Meine rechte Hand greift neben sich, zieht Tücher aus dem Spender. Reißfest und weich – sogar das Papier in dieser Kanzlei strotzt vor Geld und Luxus. Mit einem Zipfel wische ich den letzten Streifen der verlaufenen Wimperntusche weg. Ich vernichte die Beweise meiner Schwäche und seiner Macht. Das Papier landet im Mülleimer, der elegant unter dem Teakholz versteckt ist. Ich schließe den Regler. Stille setzt ein.

Die Frau im Spiegel sieht mich an. Ohne das Make-up ist sie blass und unspektakulär. Das bin ich: natürlich, ehrgeizig, rechtschaffend und unscheinbar. Zumindest war ich all das, bevor ich Matteo traf.

Es war ein Fehler.

Das alles hier ist das Resultat einer einzigen, aber fatalen Fehlentscheidung.

Ich hätte mich nie in dieser Kanzlei bewerben dürfen.

Ich hätte diesen Deal niemals annehmen sollen.

Das hier ist nicht einfach eine Kanzlei.

Costa & Partner ist nicht nur ein großer Name.

Matteo ist nicht einfach nur mein Chef.

Ich habe es besser gewusst und doch falsch entschieden.

Jetzt stecke ich hier fest.

Ich komme hier nicht raus.

Ich kann aus diesem Deal nicht mehr aussteigen, denn ich stehe tief in seiner Schuld, mit einer offenen Rechnung, die ich nicht begleichen kann.

Ich wusste, dass man sich verbrennt, wenn man mit dem Teufel spielt, aber anstatt wegzulaufen schlug ich meine Zweifel beiseite und gab ihm meine Hand...

Kapitel 1



Februar

»Herrlich!« Mit einem breiten Grinsen und weit ausgestreckten Armen fällt Lenny rückwärts auf das Hotelzimmerbett. Einzig ihre schwarzen Stiefel baumeln über das Bettende – ein Beweis für die gute Erziehung, die sie als Kind genossen hat. Dass meine beste Freundin mich zu diesem wichtigen Termin begleitet, bedeutet mir viel. Ihre quirlige Art kann zwar manchmal anstrengend sein, ist aber gerade genau das, was ich brauche. Seit der Krebsdiagnose meiner Mutter ist mein Leben ein einziges Chaos. Angst, zermürbende Chemotherapien und deren Nebenwirkungen bestimmen den neuen Alltag. Und als wäre das nicht genug, plagen meine Eltern die finanziellen Sorgen: Das Gehalt meines Vaters reicht gerade einmal aus, um das Haus nicht zu verlieren. Er hat mich nie darum gebeten, aber seit Monaten steuere ich alles bei, was ich als Rechtsanwaltsreferendarin nach dem ersten Staatsexamen und mit vielen Studienschulden entbehren kann. Es ist zu wenig – viel zu wenig. Deshalb bin ich heute hier.

Im Gegensatz zu Lenny, die sich in diesem städtischen Trubel wohlfühlt, komme ich mir schon fast wie eine Sozialphobikerin vor. Mir behagt die beschauliche Kleinstadt, in der wir aufgewachsen sind, vollkommen. Lenny hingegen spricht von Lebendigkeit und Lebensfreude, die nur die Großstadt ihr geben könne.

Warum sie nach dem Abitur nicht sofort ihre Koffer gepackt und das Weite gesucht hat, ist mir nach wie vor schleierhaft.

»Und? Was machen wir jetzt?« Wie vom Tatendrang gepackt schwingt sich ihr Oberkörper hoch, ihr rechtes Bein legt sich über das linke, während sie ihren Blick erwartungsvoll auf mich richtet. Es ist nicht zu übersehen, dass ich sie mit meinem Schulterzucken enttäusche.

»Unten neben der Hotellobby gibt es ein Restaurant. Wir könnten etwas essen.« Meine Idee findet keinen begeisterten Fan, sondern wird vielmehr mit einem Augenverdrehen und einem perfekt in Szene gesetzten Gähnen abgetan.

»Wir gehen aus!«

»Ich muss morgen früh in die Kanzlei.«

»Und? Die Nacht ist noch jung.«

»Ich wollte früh schlafen.« Stöhnend wirft Lenny die Arme in die Luft, bevor sie aufsteht, beide Hände an meine Schultern legt und mich mit ernster Miene ansieht.

»Julia. Du bist meine beste Freundin, das weißt du. Und ich sage dir das als genau diese. Du bist spießig und langweilig. Du bist siebenundzwanzig und keine siebzig. Zieh diesen Schlabberlook aus, wirf dich in ein heißes Outfit und geh mit mir aus! Du musst mal Spaß haben, du musst die ganzen Sorgen mal für einen Abend vergessen und leben!« Wie immer höre ich mir geduldig an, was sie zu sagen hat. Ich weiß, dass Lenny und ich von Grund auf verschieden sind. Manchmal frage ich mich, wie unsere Freundschaft überhaupt seit Jahren besteht, wo wir doch so gar nichts gemeinsam zu haben scheinen. Aber

vermutlich ist es gerade das, was uns ausmacht. Lenny ist der abenteuerlustige, kommunikative und extrovertierte Gegenpart zu mir. Ich würde mich nicht als langweilig bezeichnen. Aber ich bin genügsam, ruhig und mit mir selbst und einem guten Buch vollkommen zufrieden.

»Also?«, bohrt Lenny nach und erntet von mir erneut ein nichtssagendes Schulterzucken. Ich bin nicht beleidigt über ihre Worte, denn ich weiß, dass sie im Grunde recht hat. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich das letzte Mal ausgegangen bin. Ich war nie diejenige, die auf Partys bis in die Nacht hinein ausgelassen getanzt hat. Alkohol nehme ich, wenn überhaupt, nur in geringem Maße zu mir und meine Couch ist mir einfach lieber als der überfüllte Club. Das Jurastudium hat im Grunde – abgesehen von Lenny und der Kirchengemeinde unseres Bezirks – die letzten sozialen Kontakte einschlafen lassen. Angestrengt denke ich darüber nach, ob mir dieses Leben, von dem Lenny so schwärmt, eigentlich fehlt. Ich kann die Frage nicht beantworten. »Komm schon. Tu's für mich!« Schon als ich den Blick wieder zu ihr hebe, bereue ich es. Ich weiß, dass ich diesem flehenden Dackelblick niemals etwas ausschlagen kann. Wie in Zeitlupe breiten sich Lennys Lippen zu einem Grinsen aus. Auch ohne, dass ich etwas sage, weiß sie, dass sie gewonnen hat. Ich werde nachgeben und den Abend mit ihr in irgendeiner Bar verbringen. Ich kann nur hoffen, dass diese Nacht endet, bevor die Sonne wieder aufgeht.

»Okay, aber...«, weiter komme ich nicht, denn Lenny springt schon händeklatschend auf und ab.

»Du wirst sehen: Das wird ein Spaß! Ich gehe mich duschen, du solltest dich auch fertig machen.« Ich folge ihrem Blick, der an mir hinabgleitet: Meine schwarze Stoffhose fällt locker an meinen Beinen herab und verdeckt

die flachen Ballerinas fast vollständig. Der weiche Pullover mit den verschiedenen Pastelltönen, den meine Mutter mir zu Weihnachten gestrickt hat, hält mich selbst an diesem kalten Februartag warm. »Du kannst in meinem Koffer nachsehen«, Lennys Resümee überrascht mich nicht. Sie trägt eine enge schwarze Röhrenjeans, ein schwarzes Top und darüber eine kurze Jeansjacke. Ihre schwarzen Stiefel mit der Schnalle am oberen Schaft reichen ihr fast bis zu den Knien. Auf den pfennigdünnen Absätzen könnte ich nie im Leben auch nur zwei gerade Schritte gehen. Anders als Lenny, die sich in einer halben Drehung von mir abwendet und tänzerisch anmutig Richtung Badezimmer verschwindet. Seufzend lasse ich mich aufs Bett fallen. Meine Lust, heute Abend auszugehen, hält sich nicht nur in Grenzen – sie geht faktisch gen Null. Meine Pläne schlossen außer ein gemütliches Abendessen auch eine Vorbereitung auf das morgige Gespräch ein – keine Städtetour. Hinter der Tür höre ich das Rauschen der Dusche. Lenny wird mindestens eine Dreiviertelstunde verschwunden sein. Erst duschen, dann Haare machen und Make-up. Ich habe also noch eine halbe Stunde, um mich mit meinen Unterlagen für das Vorstellungsgespräch zu befassen, bevor ich mich schnell in neue Kleidung werfe, um Lenny zufrieden zu stimmen.



Als die Badezimmertür in den Raum aufschwingt, hat der Minutenzeiger der Uhr fast eine ganze Runde gedreht. Als hätte ich es geahnt, bin ich erst vor fünf Minuten vom Schreibtisch am Fenster aufgestanden. Ich hätte mich noch Stunden mit der Kanzlei und ihren Fällen beschäftigen können, um auf jede mögliche Frage vorbereitet zu sein. Vielleicht hat Lenny tatsächlich recht und es ist gut, dem Hotel für diesen Abend den Rücken zu kehren. Ich würde

mich verrückt machen, so dringend will – nein, *brauche* – ich diesen verdammten Job.

In einem kurzen roten Kleid, dem es nicht nur an den Hüften an Länge fehlt, sondern definitiv auch im Ausschnitt an Stoff, schreitet Lenny durchs Hotelzimmer. Ich verkneife mir meinen Kommentar zur Kleidungswahl, auch wenn ich unweigerlich an unseren Pastor denke. Vermutlich ist allein dieses Kleid eine Sünde, von den zehn Zentimeter hohen Absätzen ihrer farblich passenden High Heels mal abgesehen.

Die aschblonden Haare fallen in perfekt frisierten Locken über ihre Schultern. Die leicht roséfarbenen Lippen wirken zum Rot des Kleides fast zu dezent. Der schwarze Eyeliner und der gräuliche Lidschatten lassen ihre Augen unter den dichten Wimpern hervorstechen. Falls man den Blick vom Kleid abwenden kann, sind auch sie ein absoluter Hingucker. Lenny ist hübsch und das weiß sie. Die Männer liegen ihr zu Füßen, was das knappe Outfit zweifellos unterstützt. Als Lenny mir grinsend zuzwinkert, sich eine halbe Drehung gönnt, um mir den roten Stofffetzen in voller Pracht zu demonstrieren, frage ich mich unweigerlich, ob der Designer eigentlich aus Resten etwas zu schaffen versucht hat. Auch am Rücken sehe ich nichts als nackte Haut mit ein paar wenigen spaghetti dünnen roten Schnüren.

»So geht man aus!« Falls sie meine Skepsis wahrgenommen hat, kümmert es sie nicht. Lenny braucht meine Zustimmung nicht. Ihr Selbstbewusstsein ist groß genug, um meiner Missbilligung keinerlei Beachtung zu schenken. In ihren Augen habe ich vermutlich sowieso keine Ahnung von Mode, womit sie durchaus recht haben könnte, schießt es mir durch den Kopf, als Lenny mich von oben bis unten mustert.

»Was soll das sein? Hausmütterchen hat heute Ausgang?« Ihre Hand greift nach meiner geblühten Hemdbluse. Der farbenfrohe Look scheint ihrem Blick nach zu urteilen, echte Probleme in ihr auszulösen und die Ursache jedes Krieges auf dieser Welt zu sein. »Das kommt doch nicht aus meinem Koffer.«

»Nein. Es kommt aus meinem.« Ich setze einen entschlossenen Blick auf: Lenny zieht das an, worin sie sich wohlfühlt, und ich trage das, was ich eben so trage. Und das ist ganz sicher kein roter Hauch von Nichts.

»So kannst du nicht ausgehen.«

»Doch.«

»Nein!« Noch ehe ich diese Diskussion weiterführen kann, klappt Lenny ihren Koffer auf. Wahrscheinlich befindet sich darin mehr, als ich in meinem ganzen Kleiderschrank besitze. Es erklärt zumindest, wieso ihr Koffer für zwei Nächte fast viermal so groß ist wie meiner. Zielstrebig greift sie hinein und hält mir ein weißes Kostüm entgegen.

»Soll ich als Superheldin gehen? Gibst du mir noch eine Maske?« Ich komme mir vor wie am Drehort eines Marvel-Films, wo die Kostümbildnerin mir in das Outfit der nächsten Szene helfen will, in der ich die Welt vor dem Bösen rette. Meine Superkraft ist das Lachen, zumindest kann ich nicht mehr damit aufhören. Ob Lenny im Badezimmer irgendetwas eingeworfen hat? »Bist du high?«

»Julia!« Während ich mich vorlehne, um meiner Freundin tief in die Augen zu schauen, wirkt sie fast genervt von mir. »Zieh das an.«

»Ganz bestimmt nicht.«

»Du wirst umwerfend aussehen.«

»Ja klar, ich werde mit meinen Superheldinnen- Vibes alle dazu bringen, die Straßenseite zu wechseln.« Ich halte mir den Bauch. Wenn ich so weiterlache, beginnt er in nächster Instanz zu schmerzen. Falls Lenny das bezwecken wollte, um mich von dem morgigen Vorstellungsgespräch abzulenken, ist ihr das auf jeden Fall gelungen. Ihr Augenverdrehen weckt in mir allerdings die bittere Ahnung, dass das hier ihr voller Ernst ist. Sie hält mir den weißen Overall unter die Nase und schaut mich auffordernd an. Sie will wirklich, dass ich mich dieser Lächerlichkeit stelle. Ich fasse es nicht. »Ich ziehe das nicht an, Lenny.« Ihre Hand drückt das Outfit bestimmt gegen meine Brust. Worte sind für sie wohl gerade unnötig. Ihr Blick spricht dafür Bände und lässt keinerlei Widerworte zu. »Lenny«, versuche ich ein letztes Mal, sie von dieser irrwitzigen Idee abzubringen, aus mir die neue Wonder Woman zu machen, doch meine Freundin bleibt eisern.

Widerwillig greife ich nach dem Kostüm. Mein Kopfschütteln dient eher mir als ihr, denn ich frage mich ernsthaft, warum um alles in der Welt ich dieses Ding wirklich anziehe. Vielleicht hoffe ich immer noch, dass Lenny ihren Scherz nur weiter ausführen will, bevor sie sich gleich mit mir kaputtlacht. Mein Gefühl hält vehement dagegen.

Meine schwarze Stoffhose, die bunte Bluse und das fliederfarbene Top habe ich schnell abgelegt. Gerade will ich nach dem Overall greifen, als Lenny ihn mir vor der Nase wegschnappt. Gott sei Dank. Es war also wirklich nur ein Scherz.

»Dein BH.«

»Was?«

»Du kannst das nicht mit einem BH tragen.« Meine Seifenblase der Hoffnung, dass meine Freundin doch noch etwas Verstand besitzt, zerplatzt.

»Das kommt überhaupt nicht in Frage.«

»Ich gebe dir Nippelcover.« Verwirrt beobachte ich, wie Lenny – wieder vollkommen zielstrebig – ein rosanes kleines Päckchen aus ihrem Koffer holt, es einreißt und mir zwei runde, etwa acht Zentimeter große hautfarbene Silikonpads entgegenhält. »Die klebst du auf deine Brustwarzen. Dann fühlst du dich nicht so nackt.« Mein Blick spiegelt wohl die reinste Unwissenheit. Tatsächlich habe ich diese runden Dinger nie zuvor gesehen, geschweige denn getragen. Dass sie mir helfen, mich weniger nackt zu fühlen, wage ich allerdings zu bezweifeln. Diese zwei Silikonteile sollen mir ernsthaft ein Gefühl von Sicherheit geben? »Ich zeig´s dir.« Noch ehe ich weiß, wie mir geschieht, öffnet Lenny meinen BH und streift ihn mir über die Arme, sodass ich es gerade noch schaffe, ihr den Rücken zuzudrehen. »Hier.« Sie hält mir das erste Cover entgegen. »Einfach draufkleben. Schön mittig.« Ich gehorche. Warum auch immer.

In manchen Momenten ist es mir ernsthaft schleierhaft, wie ich eigentlich so gut in meinem Job sein kann, wenn ich meine Meinung im Privaten nicht vertreten kann. Vielleicht bin ich tief im Inneren doch selbst neugierig darauf, wie ich in diesem Einteiler aussehe. Nur weil ich es anprobiere, heißt es ja nicht, dass ich damit auch das Hotelzimmer verlasse.

»Und jetzt den Overall.« Lenny klingt beinahe aufgeregt wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum, unter dem die

Geschenke nur darauf warten, ausgepackt zu werden. Mir ist bewusst, dass Lenny mir nichts Böses will. Wenn sie möchte, dass ich dieses Stoffding anziehe, dann, weil sie davon überzeugt ist, dass ich gut darin aussehen werde. Ich frage mich nur, ob sie nicht möglicherweise über das Ziel hinausschießt. Wer weiß, vielleicht erkennen wir beide doch, wie lächerlich das alles ist, wenn ich erst einmal dieses Ganzkörperkostüm trage. »Ich helfe dir.« Lennys dünne Finger greifen nach den Trägern, ziehen sie über meine Arme und legen sie auf meinen Schultern ab. Der Stoff liegt wie eine zweite Haut an meinem Körper.

Von den Knöcheln bis knapp unter meinem Bauchnabel umhüllt mich weiß glänzender Stoff. Oberhalb meines Bauchnabels trennt sich der Einteiler in zwei Bahnen, deren Lücke immer größer wird. Einzig zwölf fingerbreite Stofflinien mit einer kleinen silbernen Schnalle halten den Overall an dieser Stelle zusammen. Darunter lassen sie viel Platz für nackte Haut und einen viel zu tiefen Einblick. Wenn ich eben noch Lennys Ausschnitt als gewagt betitelt habe, ist das hier eine absolute Todsünde. Über meine Brüste legt sich nur gerade eben ein Stofffilm. Ich spüre einen frischen Luftzug an meinem oberen Rücken. »Du...«, Lenny hat keine Zeit darauf zu warten, dass ich mich ihr zuwende, und geht selbst um mich herum. »Du siehst...«, ich warte darauf, dass sie losprustet und mir sagt, dass ich nur der Proband in einem sozialen Experiment bin und das hier ihrer Unterhaltung gilt.

Aber das tut sie nicht: »... Du siehst verdammt heiß aus, Julia! Wenn ich nicht absolut hetero wäre, dann würde ich dich auf der Stelle besteigen... ernsthaft. Das ist... wow. Ich wusste gar nicht, dass du so eine scharfe Figur hast. Ich meine. Ich wusste, dass du... aber ...« Meiner Freundin fehlen offensichtlich zum ersten Mal in ihrem Leben die Worte. Mir fehlen sie ebenfalls. »Du musst dich im Spiegel

ansehen.« Lenny greift nach meiner Hand, führt mich ins Badezimmer und stellt mich direkt vor dem Spiegel. So recht weiß ich nicht, was ich sagen soll. Schockierenderweise muss ich zugeben, dass die Person im Spiegel tatsächlich Qualitäten hat: der enganliegende Stoff schmeichelt meinem schlanken Körper und meiner Hüfte – und ehrlich gesagt hatte ich keine Ahnung, wie genial mein Dekolleté aussieht. »Warte hier!« Ich nicke nur stumm und nutze Lennys Verschwinden, um mich ein weiteres Mal von oben bis unten zu mustern. Ich fühle mich fremd in diesem Aufzug. Aber auf seltsame Art fühle ich mich nicht schlecht oder gar wie eine Witzfigur. Im Gegenteil. Ein Teil in mir – und dieser ist mir gerade selbst nicht ganz geheuer – findet das, was er gerade sieht, unglaublich sexy. Wie es aussieht, hat Lenny wirklich ein Auge für Mode. »Hier.«

»Nein!« Vielleicht war ich zu vorschnell: Die blauen High Heels erhalten ein absolutes Veto. Nicht nur, dass ihr schmaler Absatz viel zu hoch ist, sie haben zusätzlich auch noch vorne ein Plateau.

»Du kannst unmöglich in deinen schwarzen Ballerinas aus der Seniorenabteilung gehen.«

»Ich habe noch weiße Sneaker.«

»Kommt nicht in Frage.«

»Ich kann auf High Heels nicht laufen. Das sind mindestens sieben Zentimeter.«

»Es sind acht und vorne nochmal zwei.«

»Noch schlimmer.«

»So schwer ist das nicht.«

»Julia?« Meine Hand liegt noch auf dem Anforderungstaster der Fußgängerampel, als ich zwischen Motorenlärm und Stimmengewirr meinen Namen höre. Seine Stimme ist unverkennbar. Ich würde sie selbst aus tausend anderen Stimmen heraushören. Sie umspielt mich wie Wellen und legt mir ein angenehmes Kribbeln auf die Haut. Ich spüre seine Anwesenheit, auch ohne hinzusehen.

Meine Mandantin verschwindet gerade um die Häuserecke. Erst als sie außer Sichtweite ist, wende ich mich Matteo zu. Er hält einen Anstandsabstand von gut eineinhalb Metern. Ein Abstand, der sich gleichzeitig so falsch und richtig anfühlt, dass ich nicht weiß, was ich davon halten soll. Ein Teil von mir will ihn sofort an sich ziehen, der andere Teil weiß, dass ich ihn wegstoßen würde, würde er es versuchen. Ich wappne mich innerlich für alles, was kommt.

»Du verhandelst gut.« Nur der Fall, denke ich. Er ist als Anwalt hier, nicht als der Matteo, den ich einst kannte. Ich lächle, um das Kompliment anzunehmen, während die Enttäuschung still verschwindet.

»Ich war besser als du. Gib's zu.« Sein Lachen ertönt neben mir, echt und befreiend, ohne Spott, ohne Überheblichkeit. Es wärmt mich von innen.

»Das werden wir ja noch sehen.« Es hat sich schnell gezeigt, dass eine Einigung am Tisch heute unmöglich ist. Dennoch werden wir einen weiteren außergerichtlichen Termin versuchen, bevor Matteo – sollte der Versuch scheitern – den Antrag seiner Mandanten vor Gericht bringt. Breit grinsend steht er da, so gutaussehend, dass meine Knie weich werden. Wieder möchte dieser kleine Teil von mir ihn an sich reißen, doch das passiert nicht. Und das ist gut so. Wir sind nicht mehr die gleichen Menschen

wie vor zehn Monaten. Ich habe die Kontrolle über meine Gefühle zurückerlangt. Auch wenn mich das viel Kraft gekostet hat.

Menschen setzen sich in Bewegung. Die Ampel springt auf Grün, die Autos hinter mir halten an.

»Musst du gehen oder...«, Matteo hält inne. Ich genieße den Moment, in dem er überlegt, was er sagen soll. »...trinken wir einen Kaffee?«

»Dürfen wir das denn? Wir sind Gegner, oder?« Ich kenne die Regeln: Ohne Einverständnis unserer Mandanten dürfen wir nicht über den Fall kommunizieren, was wir privat tun, ist uns überlassen. Ich sage es nur, um Zeit zu gewinnen. Ich brauche diesen Moment, um eine Entscheidung zu treffen. Will ich mit ihm Kaffee trinken? Bin ich bereit, Zeit mit einem Mann zu verbringen, der mir noch immer in heißen Träumen den Atem raubt? Mit einem Mann, der mich um den Verstand gebracht und mich meiner Selbstbestimmung beraubt hat? Den ich verachtet und zugleich bewundert habe?

Ich teile seinen Schmerz, ja. Aber wir hätten uns nie ein Rettungsboot teilen können, denn wir wären beide damit untergegangen. In den letzten Monaten haben wir Abstand gehalten. Wir hatten keinen Kontakt, außer einen kleinen Geburtstagsgruß und einem Blumenstrauß. Die Trauer um meine Mutter ist nun eine dankbare Erinnerung geworden.

Ich atme ein, schaue in die dunklen Augen, in denen ich mich zu oft verloren habe. Sein Blick wartet auf eine Antwort.

»Ich habe in fünfzehn Minuten einen Termin«, sage ich schließlich und sehe einen Anflug von Enttäuschung in seinem Gesicht. »Aber...« Ich betätige die Ampel, die

bereits wieder auf Rot gesprungen ist, und drehe mich um.
»Heute Abend bin ich frei. Wenn ein gemeinsames Abendessen dem Herrn Anwalt genehm ist.«

Ich warte nicht auf Antwort, sondern setze mich in dem Moment in Bewegung, in dem die Autos zum Stehen kommen.

»Ich hole dich um 19:00 Uhr ab«, ruft Matteo mir zu, als ich die Straße halb überquert habe. Ich nicke, lasse ihn wissen, dass ich einverstanden bin, und wende mich wieder ab.

Ich habe ein gutes Gefühl, als ich Richtung S-Bahn-Station gehe. Ich freue mich auf den Abend. Auf Matteo. Das leichte Kribbeln, das sich in mir ausbreitet, wenn ich an ihn denke, fühlt sich anders an als früher. Mein Herz macht einen kleinen Sprung, wenn ich sein Lächeln sehe, aber ich bin nicht nervös wie ein Teenager. Ich bin eine erwachsene Frau, die die Zügel ihres Lebens selbst in der Hand hält.

Ich brauche kein Rettungsboot. Ich bin meine eigene Sicherheit. Ich entscheide, was ich will, wie ich es will und wann.

Ich flehe nicht, ich bettle nicht, ich lasse mich nicht in die Knie zwingen und...

...ich bitte niemanden, mich zu ficken.

Über die Autorin



Johanna Maria K. lebt mit ihrer Familie im Norden Deutschlands. Zwischen Alltag und Verantwortung hat sie sich einen Raum geschaffen, der nur ihr gehört: das Schreiben. Ihre Geschichten bewegen sich nicht im Licht. Sie entstehen dort, wo Moral brüchig wird und Gefühle stärker sind als Vernunft. Sie schreibt über Macht, Schuld und Sehnsucht. Über Menschen, die sich in Grauzonen verlieren, und über die Dunkelheit, die sie formt. Heile Welten interessieren sie nicht. Sie interessiert der Moment, in dem eine Fassade fällt und nichts bleibt außer Wahrheit. Denn Abgründe erschrecken nur jene, die ihre eigene Dunkelheit verleugnen.